

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 31 (1905)
Heft: 23

Rubrik: Druckfehlerteufel

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nein, diese Suppe ess ich nich!

Zur Zeit, wo die Weltgeschichte mit Flammenschrift Belfazars Menetekel an die Wand schreibt, so weitreichend wie bei Napoleons Leipziger Niederlage, läßt sich in Petersburg der junge, sehr jugendliche Zar mit Struwelpeters Suppenkasperprüchlein vernehmen; er will nichts von Frieden wissen, auch jetzt noch nicht, da nicht nur ein Panzerschiff um das andere geborsten, sondern da das ganze Staatsschiff, die ganze romanossische Dynastie dem Plaken nahe ist. Das ist weder Heroismus, noch Intelligenz, das ist die Postkrankheit, die in jener Familie unleugbar hereditär ist und muß durch Gewaltmittel geheilt werden à la Kaiser Paul und Konforten. Abermals werden wir erinnert, wie Napoleons III. leichtfertiger Mexikanerrieg der Anfang vom Ende war; aber mit Napoleons Fall traf Frankreichs Wiebergeburt zusammen, denn die Franzosen sind eine geschlossene Nation und haben ihre Arbeitskraft mehr als einmal bewiesen, desgleichen ihre unglauubliche Elastizität; Rußland aber ist ein zusammengegeschweißter, zusammengeprügelter moderner Keresstaat, in dem die Kaukasusbewohner, die Polen und die Finnen nicht die geringste Ursache haben, für ihren Niklaus ihr Blut zu versprechen. Auch der Deckmantel der schismatischen Orthodoxie ist nichts als ein fadensteines Garderobestück. Davon ist keine Rede, daß der Knutenstaat so schnell wieder schaffenslustig und achtungsgebietend dasste, wie Frankreich nach Gründung der Republik, denn auch wenn der Zar Niklaus das Szepter nicht mehr schwingt, so sind noch tausende von Würdenträgern und Beamten aller Stufen, die beseitigt werden müßten, bis von einer gründlichen Reinigung und Rüstung des gigantischen Auguststalles die Rede sein kann. Die Namen Stuart und Waja, die doch Ansehen genug genossen und einen Gustav Adolf zu den ihrigen zählen, beweisen es, wie Fürstenhäuser Lotterig und Schlotterig werden können; ein Denkstein auch für andere als die Ro-

manow, ein Denkstein auch für die Republik Frankreich, daß sie ihr Staatsinteresse nicht allzu intim mit dem russischen Waf verknüpfe, nachdem sie selber den Bourbonen und Bonaparte den Gongé gegeben. Daran mögen die Pariser gedacht haben, als ihnen der heitratslustige inquisitionsfähige junge Spanierkönig einen Besuch machte, daran mögen auch andere Nationen im Stillen denken, bei denen trotz ihres kurzen Bestehens die Nationalvertretung so lebensmüde ist, daß sie kaum mehr zur Beschlußfähigkeit zusammengetrommelt werden kann.

Exempla sunt odiosa! werden da manche denken, vielleicht auch die Türken, wenn im übrigen Europa die große Statutenrevision vorgenommen wird, vielleicht auch England, das sich während der ganzen Affaire superschofel benommen hat und im Stillen Gott dankt, daß es dem Neutralitätsverletzenden Franzosen nicht auf den Leib gerückt. In Deutschland wird jemand froh sein, daß man über Japanesensanfaren und Potsdamerfakeltanz eine gewisse übertriebene Straßburgerpastete vorläufig zu vergessen scheint. Aber aufgeschoben, ist nicht aufgehoben!

Uebelberaten sind alle Länder, mögen sie auch ökonomisch und militärisch noch so glänzend dasstehen, wo Speichelleckerei als höchster Ausdruck der Vaterlandsliebe gilt, wo man den Postmarschall fragen muß, ob das Wahrheitsreden zum guten Tone gehört, und wo das Kindische für Zeichen unverwüßlicher Jugendkraft gilt. — In der Schweiz wollen wir uns unfrerer Freiheit freuen, aber darüber wollen wir uns nicht freuen, daß man ungekräft jedes gelbe Getränk Pilsenerbier nennt, daß man ungestraft Arbeiter, die ihrem Berufe nachgehen, verhöhnen darf, und daß man Polizeireglements publiziert und Jahraus und Jaerein zum Hohne des anständigen Publikums nicht durchzuführen trachtet, was alles in einer Stadt geschieht, die sich viel auf ihre Universität und juristische Fakultät einbildet.

Sochgelegene Redaktion!



Aber höher noch, viel höher lagen die Regionen, dahin ich letzten Dienstag, dank einem freundlichen Einladungsschreiben von R H ver-setzt zu werden geruht wurde. Mit einer allergnädigsten Handbewegung wurde ich eingeladen, Platz zu nehmen. Der Allergesprächigste begann huldvollst: „Na, wat sajen Sie denn zu meine allermoderne Schwitejervaterschnurrbartjarnitur-toilette? Blooben Sie nu bald ooch in die Schweiz drinn, dat et „er-reecht“ is? „Daran zweifelt bei uns kein Mensch, im Gegenteil, ich sehe bei uns täglich die Schar jener geistreichen Epigonen wachsen, deren untertänigste Lippenborsten sich nach dem erhabensten Vorbild ebenfalls zum Himmel richten. Sie sollten nur einmal nach Basel oder Zürich kommen, Herr Kaiser, um mit eigenen Augen zu schauen die Saat und deren geblühlichen Wuchs, deren Samen Sie so verdienstlich ausgestreut haben. Zum eigentlichen Protektor sind Sie dem Coiffeurgewerbe auch im republikanischen Bande geworden, wo die Sigerl um kein Haar schlimmer denken als in der gottesbegnadeten kaiserirenen Luft. Es ist geradezu haarig!“ — so schloß ich gerührt.

Gnädigst entließ mich der Zerschmetterter und empfahl mich huldvollst Bülow. Der glänzte wie die Sonne auf den Churfürsten und mit Recht, denn er war ja auch den Augenblick vorher durch G E N G Gnadenjonne ganz neu gefürstet worden. „Na Sie oller Trülliker, det freut mir aber außerordentlich, dat man in der Schweiz noch den nötigen Respekt nich verjst. — Wie jesällt Sie denn die kleine Mecklenburgerin, die Cécile? Haben Sie denn schon die Arrangschemangs jesehen? Einfach großartig!“ „Bitte, lieber Bernhard, das lieft man doch bei uns viel ausführlicher in der „N. Z. Z.“ Aber ich begreife, daß Sie es nötig hielten, wieder einmal neues Blut zuzulassen, das Mecklenburger hat sich auch sogar bei uns schon bewährt! . . .“ „Natürlich, so is et, und wenn mein erlauchter Vorfahr im Amte sich über zuviel englisches Blut beschwerte, so würde er heute seine helle Freude erleben! Uebrigens freut sich auch ganz Berlin japanisch, wie Sie sehen, denn unsere Zukunft hat sich jetzt vom Wasser weg, wo sie viele Jahre lang lag, auf's mecklenburgische Land zurückgezogen!“ „Danke, lieber Kanzler.“ — sagt ich — „aber dasselbe werde auch ich jetzt tun, jedoch in unsern heimischen Alpen, wo man sehnlichst meine Berichte erwartet!“ womit ich verbleibe Ihr wohlworneger Trülliker.

Druckfehlerteufel.

Sein liebedliches Leben begann mit Austern- und Champagnerge-lagen und endigte mit einer Konkursgangs.

Der Heimatschein.

Musterhafte Bürokraten gib's bald überall, aber doch habe ich noch keinen gefunden, wie den Gemeindefschreiber einer städtischen Ortschaft, deren Name nicht mit einem Buchstaben am Anfang des Alphabets beginnt. — Er sollte für eine ortsabwesende 18 jährige Bürgerin einen Heimatschein ausstellen. Dessen weigerte er sich aber mit der Begründung, „da wir in unsern Büchern keine solche Tochter haben und auch sonst nichts st in mt. Wir haben in unserm Ortsbürgerregister am 5. November 1886 einen Knaben A. eingetragen, der am gleichen Datum und Jahr gestorben ist, und so ist unrichtig, daß Ihre Frau Gemahlin nach Verluß von meitern 22 Tagen noch ein Mädchen gebar, das G. heißen soll.“

Dem bedauernswerten Vater dieser Tochter war gräßlich zu Mute, auf diese neueste Belehrung hin, denn die Tochter war tatsächlich am 27. November 1886 geboren, ja sie lebt heute noch und ist besten Wohlbefindens. Dem armen Vater blieben nur 2 Wege übrig.

Erstens, den löblichen Gemeindefschreiber um die Gnade zu bitten, daß die Tochter am Leben gelassen werden dürfe von Obri-keitswegen!

Zweitens aber, da er trotz eines auflärenden Briefes an den löblichen Gemeindefschreiber während der folgenden sieben Tage immer noch ohne Heimatschein für seine Tochter blieb, der Gemeindefschreiber aber nicht an Wunder glaubte, nämlich nicht an das Wunder seiner selbst-eigenen unordentlichen Eintragungen im Ortsbürgerregister:

Bei der Direktion des Innern um eine gründliche Untersuchung über die Geschäftsbearbeitung und Ordnung jenes Gemeindefschreibers zu ersuchen.

Da Vater, Mutter und Geschwister ihre 18 jährige Tochter und Schwester lieb haben, konnte sich Ersterer nicht für den ersten Weg entschließen, da eher die ganze Welt hätte in Stücke gehen müssen, als daß das Ortsbürgerregister um ein Titelschen wäre geändert worden. Er entschloß sich also für den zweiten Weg und ist überzeugt, daß man in Aarau dem unsehlbaren Gemeindefschreiber zeigen wird, wo Barthel den Most holt!

Aus dem Gespräch zwischen Loubet und Alphon.

. . . Ja, mein liebenswürdiger, republikanischer Gastwirt und Attentatgenosse, ich konnte die feinen Klobets meines Palastes noch nicht benützen, als das erste Attentat auf meine k. G. ausgeführt wurde. Aber ich entsinne mich meines Schreckens noch genau, und der Geruch der Bombe von vorhin erinnert mich deutlich daran. Ich war eben bei der unvermeidlichsten Tätigkeit, als so ein rundes Ding auf mich zugeflogen kam. In meinem Schrecken suchte ich aufzustehen, fiel aber zurück und — Sie können sich das Weitere schon denken. Man mußte den Leibarzt holen. Mein königliches Geschrei hinderte mich, den Tatbestand genau festzustellen. Als ich das Sprechende erlernt hatte, waren meine diesbezüglichen Untersuchungen schon verspätet. Man bestand darauf, daß keine Bombe geworfen worden sei . . . aber wie hätte ich sonst so sehr erschrecken können? . . .